



Vor der Film premiere entfernt ein Mitarbeiter die Schutzfolie vom roten Teppich. [image: istock/6people]

Sie sind überall: auf neuen Handys, Bildschirmen, Möbeln, Küchen. **Schutzfolien** versprechen Unversehrtheit - und erzählen doch vom tiefen Unbehagen am Vergänglichen.

Von Olja Alvir

Abziehen oder kleben lassen?

Lasst es! Ich will nicht, dass das Logo schmutzig wird", sagt meine Freundin Amira, als ich bemerke, dass auf ihrem neuen Rucksack noch die Schutzfolie über dem Markennamen eines bekannten Schwimmausrüsters klebt. Am selben Tag bekomme ich per Post ein kontaktlos-Ladegerät - rund, etwas kleiner als ein Untersezer. Es steckt nicht nur in einer Schutzfolie, sondern auch in einem eigenen Plastik-Case. Ich staune: Wofür bitte braucht ein Ladegerät einen Schutz? Ich beginne mich zu fragen, was da eigentlich geschützt wird - und warum. Geht es um Funktion? Um Werterhalt? Hygiene? Sind Schutzfolien hauptsächlich ein Signal dafür, dass wir ein noch ungeöffnetes, werkfrisches Produkt in der Hand haben? Oder geht es bei der transparenten Ummantelungskunst eher um ein Gefühl, das schwerer zu greifen ist: ein zartes Beharren auf der Möglichkeit, dass etwas für immer neu, glänzend - also: anziehend - bleibt?

Sonst als beiläufiges Verpackungsdetail wahrgenommen, oder auch, wegen der Befriedigung, etwas Neues in der Hand zu halten, als lästige Abziehstörung, werde ich plötzlich überaufmerksam für Abziehfolien. Allseits poppen sie auf. Nicht nur auf Bildschirmen und Gläsern. Auch auf neuen Haushaltsgeräten, bei Make-up-Produkten in der Drogerie. Am Flughafen an Gepäckschutzverpackungsstationen. Auch an undenkbar Stellen: Influencer:innen-Workouts mit Frischhaltefolie suggerieren, dass man sich selbst „einwickeln“ kann - gegen das Altern, gegen die Zeit, gegen das Verlieren der Form. Ich weiß, dass viele Menschen die Schutzfolien auf ihren Geräten - Smartphones, Konsolen, Bildschirmen jeglicher Art - bewusst lange nicht entfernen. So lange, bis diese Folien staubig und ranzig

werden und in merkwürdigem Kontrast mit der Innovation und Neuheit des Produkts stehen.

Ich mochte das langsame, aufmerksame Ablösen von Folien auch schon immer - den stetig nachlassenden Widerstand, am Ende das Loslassen: „Sslppp.“ Als ich meine alte Achtzig-jahre-Uhr zum Bandwechsel bringe, erzählt mir die Juwelierin, dass manche Kund:innen die Schutzfolie auch nach Jahren und mehreren Reparaturen drauflassen wollen. Nicht selten gäbe es Enttäuschung, wenn diese beim Polieren entfernt wird. „Ich frag lieber vorher“, zuckt sie mit den Schultern, „sonst gibts Ärger.“

Als Erstes möchte ich verstehen, womit wir es beim Material „Schutzfolie“ eigentlich zu tun haben. Das stellt sich als gar nicht so einfach heraus, denn Kunststoffolie gibt es in mindestens

genauso diversen Ausführungen wie die Produkte, die sie schützen soll. Das, was wir umgangssprachlich als Folie bezeichnen, ist in Wirklichkeit eine Sammelbezeichnung für eine Vielzahl unterschiedlicher Materialien und Verwendungsformen.

Man kann Folienarten nach Herstellung (gießen, walzen, blasen), nach Anwendung (verpacken, kleben, beschriften, verzieren) oder auch nach Eigenschaften (Elastizität, Reißfestigkeit, Hitzebeständigkeit) unterteilen. Auch die verwendeten Kunststoffe variieren: PE, PP, PVC, PET, PA.

Allgemein versteht man unter Kunststoffolie eine dünne Schicht aus thermoplastischem (sprich: durch Hitze verformbares) Material, die in der Regel unter 1 mm dick ist. Der Begriff „Folie“ leitet sich vom lateinischen „folium“ ab - „das Blatt“. Im Mittelalter bezeichnete das Wort kleine Metallplättchen, die unter Edelsteinen gelegt wurden, um ihren Glanz zu verstärken. Also liegt bereits im Ursprung des Wortes die Idee der Verfeinerung schimmernder und attraktiver Kostbarkeiten.

Beim Recherchieren fällt mir der Begriff „Endlosband“ auf - darin werden Folien hauptsächlich gefertigt, bevor sie zugeschnitten, gewickelt oder weiterverarbeitet werden. Kilometerlange Rollen, hauchdünn. Schon der Her-

stellungsprozess legt also Unendlichkeit nahe, die nur durch die leidigen Anforderungen des Alltags und der Wirtschaftlichkeit unterbrochen wird.

Murat Sezer betreibt eine Autofolierer-Werkstatt in Wien-Donaustadt. Hier werden Fahrzeuge mit dekorativen, schützenden oder funktionellen Folien (Logos oder Schriftzügen etwa) beklebt. Ich stoße auf ihn, als ich „Autofolierer Wien“ google und sofort auf seinem Instagram-Kanal lande, auf dem er gefühlt sein halbes Leben livestreamt. Nach einem kurzen Nachrichtenwechsel, den er seinem Publikum ebenfalls diktiert, lädt er mich in seine Werkstatt ein.

Auf dem Weg nach Wien-Donaustadt entdecke ich in einer Drogerie Nagelfolien und gönne mir spontan ein Recherche-Accessoire.

Die Auswahl ist begrenzt - knallrot - und nach dem gar nicht so komplizierten Auftragen sehen meine Nägel derart gefährlich aus, dass ich selbst ein wenig Angst bekomme. In der Werkstatt darf ich mich direkt am gerade zur Folierung vorbereiteten Jaguar versuchen.

Sezer trägt dabei eine KI-Brille, die alles, was er sieht, automatisch auf sein Social-Media-Profil streamt. „Ha-a-a“, lacht er sein Instagram-Story-Lachen, als ich mit meinen roten Krallen versuche, die Folie möglichst falten- und blasenfrei anzubringen. Die Folienrollen, die der Folierer verwendet, werden selbst auch in einer Schutzfolie geliefert, die er erst abreißen muss, was mich wiederum sehr belustigt.

Ich lerne: Die größte Herausforderung beim Folieren ist die Stoßstange - wegen der vielen Rundungen, Kanten und Ecken. Geduld und ein präziser Blick gehören zum Handwerkszeug. Es gibt sogar Autofolier-Meisterschaften, und der World Wrap Master 2019 war ein Wiener, Traian Moldovan. Autofolien seien mehr als Deko: Sie schützen vor Steinschlag, UV-Strahlen und Korrosion. Manche Kund:innen wollen einen Farbwechsel ohne Neulackierung, andere möchten ihre Fahrzeuge individualisieren, ohne den Wiederverkaufswert zu senken. Ich bleibe skeptisch, ob sich Letzteres finanziell wirklich ausahlt, immerhin

kosten die Folierungen zwischen 2000 und 6000 Euro.

Weil ich eine ernstzunehmende Journalistin bin, stelle ich natürlich auch die harten Fragen, etwa: „Was ist mit der Umwelt? Könnte man sich das ganze Plastik nicht sparen, wenn man akzeptieren würde, dass Autos Gebrauchsspuren bekommen?“ Und: „Ist dein Lachen eigentlich echt, oder machst du das nur für Social Media?“ Sezer winkt ab - wenn er über Ökologie nachdenken würde, müsste er seinen Laden zusperren. Und das Lachen sei schon echt. „Wäre viel zu anstrengend, 43 Jahre lang ein falsches vorzutauschen.“ Es sei aber, so fügt er grinsend hinzu, über die Jahre „automatisch männlicher geworden“. Nach meinem Ausflug in die Autofolienwelt merke ich zu Hause, dass meine roten Nagelsticker bereits Bläschen schlagen. Vielleicht ist es ja nur die brütende Hitze, die der thermoplastischen Folie zusetzt - und gar kein subtiler Kommentar auf meine delaminierende Performance in der Rolle der Femme fatale.

Jede Lasche wird dokumentiert

Abends vertiefe ich mich in die klebrig-folierte Seite des Internets. „Peel porn“, das sind Videos, in denen Menschen mit sinnlicher Hingabe Schutzfolien abziehen. In „Unboxing-Videos“ wiederum werden neue Geräte feierlich aus ihren Verpackungen befreit, wobei jede Lasche dokumentiert, jede Versiegelung zelebriert wird. Das Abziehen von Schutzfolien erscheint als Übergang vom Unberührten zum Gebrauchten, sorgfältig inszeniert wie eine kleine, pervers-warenfetischisierende Entjungferung.

Diese Recherche gestaltet sich viel schwieriger als gedacht. Offenbar bin ich besonders empfänglich für die wohligen Effekte, die diese sogenannten ASMR-Videos auslösen sollen. (Kurz für „Autonomous Sensory Meridian Response“ - der Fachbegriff für alle Reize, die ein positives Gänsehautpotenzial haben.)

Während der Suche werde ich sehr schläfrig und vergesse regelmäßig, was ich gerade auf dieser Website und eigentlich auch überhaupt im Leben wollte. Das einzig Richtige erscheint mir plötzlich, mich in eine Decke einzurollen, während mir jemand romantisch Frischhaltefolie direkt in den Gehörgang hineinknistert.

Fortsetzung Seite II

IMPRESSUM: SPECTRUM

Redaktionelle Leitung: Mag. Bettina Eibel-Stoer
Zeichen der Zeit, Literatur: Mag. Linda Stift.
Mag. Erwin Uhrmann
Architektur: Dr. Antonia Barbonc
Anschrift: 1030 Wien, Hainburger Straße 33
Telefon: 01/51414-Serie
Fax: 01/51414-345
E-Mail: spectrum@diepresse.com
Mehr im Internet: diepresse.com/spectrum

Fortsetzung von Seite 1

Vor wenigen Wochen wurde ein namhafter Verleger in Kärnten zu 96.000 Euro Strafe verurteilt - wegen Drohung und Verleumdung. Auslöser: ein Streit um eine schief angebrachte Handyfolie. Der Mann drohte einem Lehrling mit Image-Zerstörung und erlangte später eine Prügellattacke. Das Gericht glaubte ihm nicht. Manchmal, so scheint es, entzündet sich Machtfantasien an der transparenten Oberfläche. Ich hatte mich ohnehin gefragt, ob Schutzfolien nicht auch eine Klassenfrage sind. Ich denke da an Plastik-Tischdecken, an die bis in die 1990er-Jahre verbreitete Praxis, Sofas mit Klarsichtüberzügen zu versehen: Arbeiter:innen-Style. Ein Versuch, etwas zu bewahren, das man sich gerade erst leisten konnte. Doch offenbar ist die Oberflächenpflege eine klassenübergreifende Ideologie.

Die Folie auf meinem eigenen Smartphone ist selbst montiert. Deshalb ist am linken Rand auch ein Katzenhaarfragment mitversiegelt, das mir beim Scrollen regelmäßig den Blick krümmt. Also gehe ich zu „Doctor Phone“ im neunten Bezirk, wo Bajjan Singh seit fünf Jahren repariert und Zubehör verkauft. Während wir über verschiedene Folientypen sprechen - die teuersten sind aus einer Art Glas, nicht Kunststoff - kommt ein verschwitzter Mann in professioneller Radler-Montur herein: Neues iPhone, dringender Schutzfolienbedarf. „Es geht um Sicherheit“, sagt Singh. „Die Leute wollen ihre Lieblingsgegenstände schützen.“ Etwa fünf Mal täglich klebt er für Kund:innen einen neuen Displayschutz - für bis zu 20 Euro.

Mit wenigen, präzisen Bewegungen richtet Singh die Folie auf dem Display aus. Er tippt sie leicht, aber fachmännisch in der Mitte an. Der Klebstoff breitet sich wie ein sanfter Impuls über die Fläche aus. In wenigen Sekunden schmiegt sich die neue Oberschicht gen Ränder, ohne Luftbläschen, ohne Fehler. Es ist fast beruhigender als das fertige Ergebnis: dieser Moment der Haftung, der Glattwerdung. Dass auch das Anbringen von Folien so merkwürdig befriedigend sein kann!

Die ewige Anziehung und Abstoßung

Ich merke: Wir Menschen fahren auf beides ab. Auf das langsame Abziehen - und auf die Vorstellung, es nie zu tun. Das ewige Spiel von Anziehung und Abstoßung: Wir wollen berühren, aber bewahren, erhalten und zerstören zugleich. Unsere Beziehung zu Dingen ist nicht nur funktional, sondern voller Begehren. Der britische Designer und Theoretiker Tom H. Fisher schreibt, dass unser Verhältnis zu Materialien immer eine Verbindung zwischen sinnlicher Erfahrung, gesellschaftlicher Bedeutung und persönlicher Erwartung ist. Was sich richtig anfühlt, was wir aufbewahren oder entsorgen, erzählt davon, wie wir die Welt ordnen.

Auf dem Weg zurück zu meiner Wohnung merke ich, dass mein neuer Displayschutz viel glatter ist; meine Finger gleiten schneller als sonst über die virtuelle Tastatur. Bestimmt deshalb verschicke ich ein paar leichtsinnige Nachrichten. Auch die Folienform ist anders: die Frontkamera nicht ausgespart, sondern überklebt. Ab jetzt entstehen alle meine Selfies wohl durch diesen Filter. Ist mein Selbstbild getrübt oder geschärft durch diesen Schutzhautblick? Schwer zu sagen.

Wie viel des weltweiten Plastikmülls durch meist unnötige Schutz- und Verpackungsfolien verursacht wird, ist unklar - es dürfte kein unbeachtlicher Teil sein. Als Überbleibsel unserer objektorientierten Begierden treiben diese Einmalfolien, von UV-Strahlung, Reibung, Gezeiten und Elementen in immer kleinere Fragmente zersetzt, längst als Mikroplastik durch Böden, Flüsse, Ozeane. Und durch unsere Körper. Mit unseren Wünschen nach Haltbarkeit und Unversehrtheit haben wir etwas geschaffen, das alles durchdringt. Und paradoxerweise länger anhält als jeder Werbespreiz. Das Plastik wird uns jedenfalls überdauern. Seine Reste werden sich im Sediment ablagern und in Äonen als eigene Erdschicht, als geologische Signatur unserer Gegenwart, lesbar sein. Wie eine Art Folie, die sich um den gesamten Planeten gelegt hat.



OLJA ALVIR

Die Autorin war Universitätsassistentin für Südslawische Literatur- und Kulturwissenschaften am Institut für Slawistik der Universität Wien von 2022-2025. Sie verfasst Reportagen, Rezensionen, Kommentare und politische Essays über Sprache, Migration und kulturpolitische Themen. Zuletzt ist ihr mehrsprachiger Gedichtband „Spielfeld“ erschienen. Foto: Christopher Glanzl

DER ROMAN IN SERIE



In der Altstadt von Triest. (Image)

Die Therapeutin in Wien auf der Couch mag keine Hausangestellten und diagnostiziert der Freundin ihres Liebhabers eine Zwangsstörung. Drei Tage Triest haben ihr gereicht.

Von Zoë Jenny

Die Ex hat jetzt Hausverbot

Drei Tage mit dem Milliardär in Triest reichen mir aus, und ich freue mich wieder auf mein Häuschen im Wienerwald. Obwohl die Villa im Palladio-Stil überaus komfortabel ist. Er hat Geschmack, was für Leute mit Geld nicht selbstverständlich ist. Was mich aber an seinem exklusiven Lebensstil wahnsinnig macht, sind die Hausangestellten, die dauernd herum-schwirren, kochen, putzen, Sachen weg-räumen; ein bisschen wie in einem Hotel. Eigentlich ist man nie allein, aber vielleicht ist das der eigentliche Zweck von Hausangestellten reicher alter Männer.

Der Milliardär ist von morgens bis abends angehalten Anweisungen zu geben, und obwohl er schon lange nicht mehr arbeiten müsste, hängt er dauernd am Handy. Vor allem ist er besorgt, dass seine drei erwachsenen Söhne, die in seinen diversen Unternehmen und Stiftungen arbeiten, das Reich, das er aufgebaut hat, an die Wand fahren. Ständig rufen sie an, fragen um Rat oder ob sie seinen Privatjet benutzen dürfen.

Es ist nicht leicht, Kinder zum Arbeiten zu überzeugen, wenn sie wissen, dass sie mehr erben als die meisten Menschen in ihrem Leben verdienen, aber er versucht es. Immerhin. Er schickte seine Söhne für ein Jahr lang weg, damit sie sich ehrenamtlich in einem Sozialprojekt engagieren: Wege bauen in Madagaskar oder Kühe melken auf einer Farm in Indien.

Manchmal frage ich mich, warum er mir das alles erzählt. Hat er etwa ein schlechtes Gewissen? Er sei selbst überrascht über das Vermögen, das er nach der Wende mit dem Osthandel erworben habe und seither durch ein paar kluge Entscheidungen und ein bisschen Glück, wie er zugibt, um ein Vielfaches vermehrt hat. Jetzt möchte er etwas zurückgeben. Als Opern-Liebhaber sponsert er großzügig und hat sowohl in der Staats- als auch in der Volksoper seine eigene Loge. Es gibt keine Premiere in Wien, der er nicht beiwohnt. Meistens mit seiner Freundin, einer Kunstsammlerin. Er sagt, es ist perfekt, weil sie verheiratet ist, aber der Ehemann schwul, daher gäbe es keine Komplikationen. Außerdem ist er mit ihrem Ehemann, einem Industriellen, gut befreundet. Zu den Bregenzer Festspielen gehen sie jeweils zu dritt. Für das offizielle Foto, das auf den Gesellschaftsseiten abgedruckt wird, lassen sich die glamourösen Eheleute ablichten, aber nach der Vorstellung fährt die Frau mit dem Milliardär ins Hotel. Nach außen geben seine Freundin und ihr Mann das perfekte Ehepaar.

Die drei wären ein perfektes Team, wäre da nicht die Exfrau des Milliardärs, mit der er seit Jahren über alles streitet, was sie so haben: Kinder, Häuser, Vermögen. Seine Exfrau nennt er nur „die Wahnsinnige“ und kommuniziert mit ihr ausschließlich über Anwälte. Er erzählte mir, wie er kürzlich mit seiner Freundin im Fabios abendessen war, als zufällig die Exfrau ebenfalls das Lokal betrat und diese, ohne mit der Wimper zu zucken, sich eine Flasche Olivenöl schnappte und über der Freundin ausschüttete beziehungsweise über ihr sündhaftes teures Kleid von Valentino. „Wenigstens hat die Wahnsinnige jetzt im Fabios Hausverbot“, meinte er zufrieden. Mit der Freundin teile er das Interesse für Kunst. Sie möchte die nächste Heidi Horten werden, sagte er augenzwinkernd. Ich winkte ab, „Horden möchte sie, wie alle Sammler. Der Zwang bestimmte Gegenstände anzuhäufen ist eine Störung.“

Der Milliardär lachte und meinte, er würde die Diagnose weiterleiten. Genau genommen vereinen Kunstsammler zwei Pathologien in einem. Den Sammelzwang und den Wunsch, post mortem der Welt durch die Sammlung in positiver Erinnerung zu bleiben; auch eine Form von Größenwahn. Kunstsammlungen sind zudem eine elegante Möglichkeit von wenig rühmlichen Geschäften abzulenken, wie im Fall Horten gut dokumentiert. Man kann nachträglich den Eindruck erwecken, dass man der Gesellschaft etwas geschenkt hat, während man in Wirklichkeit das ganze Leben lang das Gegenteil tat.

Aber das sagte ich dem Milliardär nicht, ich will nicht den Eindruck erwecken, dass ich etwas gegen seine Freundin hätte. Ganz im Gegenteil, ich bin froh, dass er mit ihr beschäftigt ist. Wie sich bei unseren Gesprächen herausstellte, kennt er den Politiker während meiner Anwesenheit sogar einmal mit ihm. Ich gebe zu, ich versuchte zu lauschen, leider habe ich nichts verstanden. Natürlich konnte ich ihm nicht verraten, dass die Frau des verurteilten Politikers eine Patientin von mir ist. Wenig überraschend ist er von der Unschuld seines Freundes überzeugt.

Fortsetzung folgt

David Rokeah

Nicht Finsternis

Die Hand sagte Sommer. Die Hand flüsterte Sommer in die durchstürmte Nacht. Noah-Archen trieben ohne Kapitäne. Gott spielte mit meinen schwarzen Katzen

Ich fuhr. Von Stadt zu Stadt und in jeder Stadt - Zeit dieser Stadt die sich anschließt an meine Zeit. Meine Gedichte mit mir und Augen halten Gericht über meine Gedichte

Farben Farben von allen Bergen meines Landes - ich zeichne in Schwarz die Schichten ihres Reifens. Mein Großvater sah im Geist was meine Augen sehen

Und schon keine Grenzen zwischen Meer und trockenem Land und alle Gedichte von Rachel schwimmen weiter auf dem wogenden Kinnereth wie Treibgut von einem Ausflugschiff - und schon Mitternacht meine Mitternacht überschwemmt von der zornigen Sehnsucht des Meeres

Blitze aus Höhlen entflohen in meine Gedichte. Die Bahn des Donners verketet Berge von Ephraim mit Bergen von Juda. Meine Augen schauen aus nach Felsen die niederröhlen vom steilen Hang

Wenn man mich beim Namen ruft mit slawischem Akzent glaub ich meine Mutter ruft mich zum Mittagessen am Sabbath. Die Berge brennen in Jerusalem und im Zug der hinabfahrt zum Tiefland kommen die Jugendtage zu meinen Gedichten

Diese Bekanntschaft mit einem fremden Körper der gar nicht fremd ist. Zwiegespräch das die Seele spannt fesselt Körper an Körper. Ein Fluß der starre Felsen zum Meer reißt, Mondsplitter in seiner schwarzen Ähre

Mein Schweigen ist keine Entschuldigung. In diesen Tagen spalte ich Steine und höre den Wehschrei ihres Zersplitterns aus dem fiebernden Schlag des Regens

Grün grün grün der halbe Stein in meinem Hof. Tauben umgürten ihn. Die Regen schleifen ihn. Die Katzen nähern sich ihm wie einem Amulett das vor Vergiftern schützt. Ich sehe einen Felszacken von Timna in meinem Hof

Die Erzählung läuft einer Erzählung nach wie ein Nordwind der einen Wind von Westen mitreißt. Eine durchstürmte Nacht

in der das Licht ausging im ganzen Land und in meinen Gedichten nicht Finsternis

David Rokeah wurde 1916 in Lemberg (heute Lwiw, Ukraine) geboren. 1934 wanderte er in das damalige Palästina aus und wurde zu einem der bedeutendsten Dichter Israels. Er sprach Jiddisch, Hebräisch, Polnisch und Deutsch. 1985 starb er während einer Lesereise in Duisburg. Das obige Gedicht stammt aus dem Band „Ich wandle Einsamkeit um in Worte“ (Suhrkamp/Jüdischer Verlag). Paul Celan hat es aus dem Hebräischen übersetzt, und Erich Fried hat es unter Mitwirkung des Autors übertragen.

BÜCHEREI



Wir empfehlen diesmal zwei sehr unterschiedliche Romane: Juan Pablo Villalobos' zart-ironisches „Das Alibi“ und Georgi Demidows „Zwei Staatsanwälte“ über Stalins Großen Terror. diepresse.com/podcast